

Diogenes Taschenbuch 24591



CHARLES LEWINSKY, 1946 in Zürich geboren, ist seit 1980 freier Schriftsteller. International berühmt wurde er mit seinem Roman *Melnitz*. Er gewann zahlreiche Preise, darunter den französischen Prix du meilleur livre étranger. Sein jüngster Roman *Der Halbbart* war nominiert für den Schweizer und den Deutschen Buchpreis. Sein Werk erscheint in 14 Sprachen. Charles Lewinsky lebt im Sommer in Vereux (Frankreich) und im Winter in Zürich.

Charles Lewinsky

Gerron

ROMAN

Diogenes

Copyright © 2021 Charles Lewinsky
Die Erstausgabe erschien 2011 im
Nagel & Kimche Verlag, Zürich
Covermotiv: Gemälde von Max Beckmann,
»Selbstbildnis mit Glaskugel«, 1936
Copyright © 2020, ProLitteris,
Zürich/bpk Bildagentur

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2021
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2021
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
50/21/36/1
ISBN 978 3 257 24591 2

Er war nett zu mir, und das macht mir Angst. Er hat mich nicht angeschrien, was normal gewesen wäre, sondern war höflich.

Ein Tonfall, als ob er mich siezen würde.

Er hat mich nicht gesiezt, das wäre ihm nicht in den Sinn gekommen, aber er hat meinen Namen gewusst. »Du, Gerron«, hat er zu mir gesagt und nicht »Du, Jud«.

Es ist gefährlich, wenn ein Mann wie Rahm deinen Namen kennt.

»Du, Gerron«, hat er gesagt, »ich habe einen Auftrag für dich. Du wirst einen Film für mich drehen.«

Einen Film.

Er will etwas Privates, habe ich zuerst gedacht, einen Film über sich selber. Der liebende Vater Karl Rahm mit seinen drei Kindern. Der Herr Obersturmführer als Mensch verkleidet. Etwas in der Art. Was er an seine Familie in Klosterneuburg schicken kann.

Ja, wir wissen, wie viele Kinder er hat. Wir wissen, wo er herkommt. Wir wissen alles über ihn. So wie arme Sünder alles über Gott wissen. Oder über den Teufel.

Die Ufa, das hat mir Otto erzählt, dreht jedes Jahr einen Film zum Lob von Joseph Goebbels. Immer zu seinem Geburtstag. Sie schicken ihm einen ihrer Stars, den Rühmann

zum Beispiel, der macht was Niedliches mit den Goebbelschen Kindern, und damit schleimen sie sich beim Herrn Propagandaminister ein.

So etwas, habe ich mir vorgestellt, will jetzt auch der Rahm. Das wäre kein Problem gewesen. Nicht in meiner Lage.

Aber Rahm denkt größer. Der Herr Obersturmführer hat andere Pläne.

»Hör zu, Gerron«, hat er gesagt. »Ich hab mal einen Film von dir gesehen. Ich weiß nicht mehr, wie er hieß, aber er hat mir gefallen. Du kannst was. Das ist das Schöne an Theresienstadt: Hier sind eine Menge Leute, die was können. Ihr spielt ja auch Theater und so. Und jetzt will ich eben einen Film.«

Dann hat er mir erzählt, was für ein Film es werden soll.

Ich bin erschrocken. Man muss es mir angemerkt haben, aber er hat nicht darauf reagiert. Weil er mein Erschrecken erwartet hat. Oder weil es ihm egal war. Ich kann solche Gesichter nicht lesen.

»Wir haben schon früher mal einen Versuch in der Richtung gemacht«, sagte er, »aber der ist nicht gelungen. Ich war sehr unzufrieden. Die Leute, die das versaut haben, sind nicht mehr hier.«

Es fährt immer ein nächster Zug nach Auschwitz.

»Jetzt bist du dran«, sagte Rahm. Immer noch freundlich. Seine Stimme immer noch freundlich. »Wenn wir beide Glück haben, kommt dieses Mal etwas Gutes dabei raus. Nicht wahr, Gerron?«

»Ich muss mir das überlegen«, habe ich gesagt. Zu Rahm. Eppstein, der als Judenältester auch geladen war, atmete ein

erschrockenes Stöhnen in sich hinein. Ein Jude hat nicht zu widersprechen. Nicht wenn der Lagerkommandant etwas verlangt. Der SS-Mann, der mich hergebracht hatte, machte sich schon zum Prügeln bereit. Ich habe seine Hand nicht gesehen, nur die Bewegung gespürt. Man dreht sich aus der Achtungsstellung nicht weg. Nicht im Büro des Lagerkommandanten. Der Schlag war schon unterwegs, aber Rahm winkte ab.

»Er ist ein Künstler«, sagte er. Machte immer noch sein freundliches Onkel-Rahm-Gesicht. »Er braucht Inspiration. Das ist in Ordnung, Gerron«, sagte er. »Ich gebe dir drei Tage. Zum Nachdenken. Damit der Film auch ein Erfolg wird. Nicht dass ich noch einmal mit jemandem unzufrieden sein muss. Drei Tage, Gerron.«

Meine Prügel habe ich dann doch noch bekommen. Vor der Tür von Rahms Büro. Der SS-Mann schlug mich ins Gesicht, wie sie es meistens tun. Aber nicht mit voller Kraft. Ich werde noch gebraucht. Wenn man schon wüsste, wie es aufhört, würde man anfangen wollen? Würde man sich nicht die Nabelschnur um den Hals winden, um erwürgt zu sein, noch bevor man an die Luft kommt? Würde man nicht Mittel finden, um gar nicht erst an den Start zu gehen bei einem Rennen, das man schon verloren hat?

Man hat mir von einem Kind erzählt, das, noch vor meiner Zeit, im Zug von Amsterdam nach Westerbork zur Welt kam, und für das Gemmecker die besten Kinderärzte aus der Stadt kommen ließ. Eine Säuglingsschwester, die schon mal einer leibhaftigen Kronprinzessin die Windeln gewechselt hatte. Die Mutter allerdings ging noch am Tag ihrer Ankunft nach Osten. Sie hatte mit der unbotmäßigen

Geburt die Zahlen auf den Transportpapieren durcheinandergebracht und durfte zum Ausgleich eine andere Liste vervollständigen.

In Westerbork herrscht ein anderer Wahnsinn als hier in Theresienstadt. Aber auch er hat Methode. Um als voll zählende Menscheneinheit nach Auschwitz geschickt zu werden, muss man ein halbes Jahr alt sein.

Dieses Kind aus dem Zug: Hätte es geboren werden wollen, wenn es gewusst hätte, dass seine wohlbehütete Jugend genau sechs Monate dauern würde? Plus drei Tage für die Zugfahrt?

Natürlich nicht.

Es gibt eine Legende, die mein Großvater Emil Riese mir erzählt hat, jeden Satz mit einer Wolke aus Zigarrenqualm beweihräuchernd. Ich liebte die phantastischen Geschichten meines Großvaters, so wie mein der Rationalität verschriebener Vater sie hasste.

Sie ging so: Wenn ein Mensch erschaffen wird – er erklärte mir nicht, wie das vor sich ging, und ich war noch nicht in dem Alter, wo man danach fragt –, wenn ein Mensch beginnt, Mensch zu sein, dann weiß er schon alles, was es zu wissen gibt, das, was in den klugen Büchern steht, und auch die Dinge, die noch keiner entdeckt hat. Er kennt die Ereignisse der Vergangenheit, und er weiß, was noch alles geschehen wird, draußen in der Welt und drinnen im eigenen Leben. Aber kurz bevor er geboren wird – auch wie das im Einzelnen vor sich ging, blieb mir damals noch ein Rätsel –, kommt ein Engel und tippt ihm mit dem Zeigefinger an die Stirn. Pling. Dann vergisst der neue Mensch alles, was er eigentlich schon gewusst hat. Wenn er dann zur

Welt kommt, sagte mein Großvater, erinnert er sich gerade noch daran, wie man oben etwas in sich hineinsaugt und unten etwas aus sich herauspresst. Ich lachte, und er füllte die Pause, indem er an seiner Zigarre paffte. Eine effektvolle Erzähltechnik, die einen die Pointen besser plazieren lässt. Ich habe sie später auf der Bühne selber angewendet.

Nur die Juden, fuhr Großpapa fort, sind schlau genug und drehen den Kopf weg, wenn der Engel kommt. Sein Finger trifft dann nicht mehr ihre Stirn, sondern gerade noch die Nasenspitze. Sie vergessen deshalb nicht alles, was sie schon gewusst haben, sondern nur das meiste. Deshalb, sagte mein Großvater, sind wir Juden klüger als andere Leute, und deshalb, sagte er, haben wir krumme Nasen. Eine Erklärung, auf die noch nicht einmal der *Stürmer* gekommen ist.

Papa war damals nicht dabei. Er hätte die Geschichte vor ihrem Ende unterbrochen und gesagt: »Erzähl dem Jungen nicht solche Sachen! Und überhaupt, immer dieser Zigarrenrauch, das kann für das Kind nicht gesund sein.«

Die altmodische Wohnung an der Händelstraße war immer voller Qualm. »Ich darf das«, meinte Großpapa. »Wenn man Witwer ist, darf man alles.«

Wenn mich mein eigener Engel mit seinem Schnipser verfehlt hätte, und ich hätte mein Leben von Anfang an gekannt, mit all seinen miesen Episoden und seinem noch mieseren Finale, wie man ein Theaterstück kennt, nachdem man das Textbuch gelesen hat – ich hätte meine Rolle trotzdem spielen wollen. Weil der Text noch nicht die Inszenierung ist. Mein Wissen hätte ich als ersten Entwurf betrachtet, als etwas, das man während der Proben immer

noch diskutieren und abändern kann. Und was die wirklich unangenehmen Passagen anbelangt: Strich bis zur nächsten Szene.

Nein, ich hätte mich nicht im Mutterleib festgekrallt. Mich hätte man nicht mit Gewalt in die Welt zerren müssen. Ich hätte es probieren wollen. Angetrieben von einem unvernünftigen Vertrauen in die eigene Gestaltungskraft.

In den Jahren, als ich berühmt war, habe ich immer mal wieder einen Fragebogen beantworten müssen, für eine Zeitung oder eine Illustrierte. In jedem zweiten kam die Frage vor: *Was ist Ihr größter Fehler?* Ich habe dann hingeschrieben, was man eben so hinschreibt: *Ungeduld* oder *Ich kann Süßigkeiten nicht widerstehen*. Aber eigentlich hätte da stehen müssen: *Mein größter Fehler? Ich glaube an die Inszenierbarkeit der Welt*.

Olga ist mir um den Hals gefallen. Wie Mama damals, als ich von der Front auf Urlaub kam. Nicht jeder, der zu Rahm bestellt wird, kommt auch wieder zurück.

»Gott sei Dank«, hat sie gesagt. Olga ist kein Mensch, der betet, das sind wir beide nicht, aber es war mehr als eine Floskel. »Ich habe dir ein Stück Brot aufgehoben«, hat sie gesagt. Ich habe versucht, es ganz langsam zu essen, und habe es dann doch hinuntergeschlungen.

Olga hat mich nichts gefragt. Hat sich auf meinen Schoß gesetzt und ihren Kopf an meine Brust gelegt. Ihre Haare riechen immer wie frisch gewaschen. Ich weiß nicht, wie sie das macht, hier im Ghetto.

Ich habe die richtigen Worte gesucht und sie nicht ge-

funden. Es gibt keine richtigen Worte. Ich habe ihr erzählt, was man von mir verlangt, und auch sie ist erschrocken. Nicht wegen des Films, sondern weil ich Rahm widersprochen habe.

»Du bist verrückt«, hat sie gesagt.

Vielleicht bin ich das. Manchmal tue ich Dinge, für die man Mut haben müsste. Und bin doch gar kein mutiger Mensch. Ich meine nur immer noch – und dabei müsste ich unterdessen wirklich gelernt haben, dass das nicht stimmt –, ich meine nur immer noch, dass man die Dinge beeinflussen kann.

Sogar bei Rahm.

»Ich habe drei Tage Zeit«, habe ich gesagt, »aber ich weiß jetzt schon, welche Antwort ich ihm geben muss.«

»Wir wissen es beide«, hat Olga gesagt. »Ja, Herr Obersturmführer«, heißt deine Antwort. »Selbstverständlich, Herr Obersturmführer. Zu Befehl, Herr Obersturmführer.«

»Ich kann diesen Film nicht machen.«

»Man kann alles. Du bist auch in Ellecom aufgetreten.«

Es war nicht fair, mich daran zu erinnern. Das war der schrecklichste Tag meines Lebens.

Einer der schrecklichsten Tage.

Dann haben wir lang geschwiegen. Es tut gut, mit Olga zu schweigen.

Durch das offene Fenster kam eine Wolke von Gestank. Oder sie war die ganze Zeit schon da gewesen, und ich hatte sie bloß nicht bemerkt. Man gewöhnt sich an alles.

Man kann alles machen.

»Nicht diesen Film«, habe ich zu Olga gesagt. »Den Rest meines Lebens müsste ich mich dafür schämen.«

»Wie lang ist der Rest deines Lebens, wenn du dich weigerst?« Sie redet nicht um die Dinge herum.

»Du würdest mich verachten.«

»Es gibt schlimmere Dinge als Verachtung.«

Es gibt immer noch schlimmere Dinge. Die Binsenweisheit unseres Jahrhunderts. Der Weltkrieg? Eine kleine Fingerübung. Ein Staat, der auseinanderfällt? Nur der Bühnenumbau für die wirklich großen Szenen. Die Nazis und all ihre Gesetze? Auch nur zum Warmlaufen. Der Höhepunkt kommt erst noch. Ganz zum Schluss. Wie im Kino. Lass dich überraschen.

»Wie lang dauert es, bis so ein Film fertig ist?«, hat Olga gefragt. »Wirklich ganz fertig?«

»Drei Monate. Mindestens. Die Dreharbeiten sind das Geringste. Aber vorher muss man ein Buch schreiben und hinterher der Schnitt ...«

»In drei Monaten«, hat sie gesagt, »kann der Krieg vorbei sein.«

»Ich bin nicht der Mensch, der so was kann«, habe ich gesagt.

»Du hast drei Tage.« Olga ist aufgestanden. »Du solltest sie nutzen, um herauszufinden, was für ein Mensch du wirklich bist.«

Dann hat sie mich allein gelassen.